



Emile Zola

Der Sturm auf die
Mühle



Ernst Zola

A. THIBERT K.A. LEIPZIG HOFFMANN

Der Sturm auf die Mühle.

Erzählung
von
Emile Zola

Deutsch
von
Fritz Wohlfahrt.

Großenhain.
Verlag Baumert & Ronge
1881.

Inhaltsverzeichnis

Der Sturm auf die Mühle.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Erstes Kapitel.

An einem reizenden Sommerabend herrschte in der Mühle des Vater Merlier ein reges festliches Treiben, und auf dem Hofe harrten drei reichlich gedeckte Tische der Ankunft der Gäste. Der ganzen Umgegend war es bekannt, daß man an diesem Tage die Verlobung Françoise's, der Tochter Merlier's, mit Dominiques feierte, welcher zwar für einen Faulenzer galt, den aber drei Meilen in der Runde alle Frauen mit glühenden Blicken betrachteten, so schön sah er aus.

Diese Mühle des Vater Merlier war ein herrliches Plätzchen, genau in der Mitte von Rocreuse gelegen, da wo die Landstraße einen Bogen beschreibt. Das Dorf selbst hat nur eine einzige Straße mit Häuserreihen zu beiden Seiten; aber an jener Straßenwindung breiten sich üppige Wiesen aus, und entlang der Morelle hüllen mächtige Bäume den Thalgrund in zauberhaften Schatten. In ganz Lothringen findet sich kein reizenderes Fleckchen Erde. Rechts und links ziehen sich an den sanften Berglehnen dichte Gehölze, überragt von hundertjährigen Bäumen empor, den Horizont mit einer Flut üppigen Grüns grenzend: während sich gegen Süden hin die wunderbar fruchtbare Ebene mit ihren von lebenden Hecken durchschnittenen Ländereien ausdehnt. Aber den Hauptreiz von Rocreuse bildet die erfrischende Kühle dieses grünen Plätzchens, wenn der Juli und der August mit ihrer sengenden, Sonnenglut alles Leben ringsumher ertönen. Die Morelle kommt aus den Wäldern von Gagny hernieder, und es scheint als sauge sie auf ihrem meilenlangen Laufe die Frische des Lebens auf, unter welchem sie hinfließt; sie — bringt das murmelnde Rauschen und den eisigen weihevollen Schatten der Wälder mit. Dennoch bildet sie keineswegs die einzige Kühlung; allerhand kleine Wasseradern plätschern unter den Büschen; fast auf jedem Schritt trifft; man eine lustig sprudelnde Quelle, und, den schmalen Fußpfaden folgend, wird der Wanderer unwillkürlich von dem Gefühl überwältigt, als müßten sich unter

seinen Füßen, tief im Erdschoß verborgen, Seen befinden, welche ihre Wasserfälle teils zwischen dem zarten Moostepich, teils zwischen den Wurzeln der Bäume oder zwischen den Felsen in krystallreinen Brunnlein hervordrängen. Die flüsternden Stimmen dieser Wässerlein sind so zahlreich und so laut, daß sie selbst den Gesang der Finken übertönen. Man könnte sich hier in irgend einen Zaubergarten versetzt fühlen, wo von allen Seiten in wundervollen Windungen strahlende Wasserfälle herniederstürzen.

Unten in dem Thalgrunde sind die Wiesen reichlich; bewässert; riesige Kastanienbäume verbreiten dichten Schatten, und am Rande der Fluren hin ziehen sich lange Pappelreihen mit ihrem ewig rauschenden Blätterschmuck. Nach dem heutzutage in Trümmern liegenden alten Schlosse von Gagny steigen quer durch fruchtreiche Felder zwei Doppelreihen mächtiger Platanen empor. Wenn des Mittags die Sonne ihre senkrechten Strahlen herniedersendet, nehmen die Schatten einen bläulichen Schein an, und die Gräser scheinen bei der großen Hitze zu schlummern, während unter dem dichten Blattwerk ein eisiger zitternder Hauch dahinstrahlt.

Hier also war es, wo die Mühle des Vater Merlier, mit ihrem Klappern ein üppig grünendes Fleckchen belebte. Das Gebäude, aus Mörtel und Brettern errichtet, schien uralte zu sein. Zur Hälfte wurde es von der Morelle umspült, welche an dieser Stelle sich zu einem krystallreinen Becken erweitert. Außerdem hatte man eine Schleuße hergerichtet von welcher aus einer Höhe von mehreren Metern ein Wassersturz auf das Mühlenrad herniederbrauste, so daß, dieses bei seinen Drehungen knarrte und stöhnte wie ein alter im Dienste des Hauses ergrauter Knecht. Wenn man, dem Vater Merlier riet, dies Rad abzuschaffen, erklärte er kopfschüttelnd, ein neues würd: viel träger sein und die Arbeit nicht so gut verstehen. So besserte er denn das alte Rad mit allem möglichen aus, was ihm gerade unter die Hände kam, mit Faßdauben, verrostetem alten Eisen, Zink und Blei. Dadurch machte das Rad einen erheiternden Eindruck, zumal da es völlig mit Gras und Moos überwuchert war. Wenn das Wasser mit seiner silberhellen Flut darauf schlug, bedeckte es sich mit Perlen, und das sonderbare alte Ding bewegte

sich gleichsam unter einem glänzenden Perlmuttergeschmeide.

Derjenige Teil der Mühle, welcher so von der Morelle umspült wurde, machte den Eindruck, als sei hier in grauer Vorzeit eine alte Arche gescheitert. Das Haus stand zur reichlichen Hälfte auf Pfählen; unter den Dielen rauschte das Wasser dahin, verschiedene Tümpel bildend, welche in der Umgegend gar wohl bekannt waren wegen der gewaltigen Aale und Krebse, die man darin fischte. Unterhalb des Falles war das Wasserbecken hell wie ein Spiegel, und wenn das Rad es nicht mit seinem Schaum trübte, konnte man darin Scharen großer Fische bemerken, welche ruhig wie ein Kriegsgeschwader dahinruderten. Eine halb zerfallene Treppe führte nach dem Flusse herab, und daneben befand sich ein Pfahl, an welchem ein Boot befestigt lag. Um das Mühlenrad herum führte eine Holzgalerie, während am Hause selbst die Fenster ganz unregelmäßig verteilt waren. Das Ganze bildete ein wirres Durcheinander von Nischen, kleinen Mauern, neuen Anbauten, Balkenwerk und Dächern, welche der Mühle das Aussehen; einer alten geschleiften Zitadelle verliehen. Allein Epheuranken und allerhand Schlingpflanzen verdeckten die Lücken und hüllten das alte Gemäuer in einen üppig grünen Mantel. Den vornehmen Damen, welche hier vorüberreisten, bot die Mühle des Vater Merlier einen Lieblingsstoff zu einer Skizze ins Album.

Nach der Straße zu war das Haus massiver gebaut. Ein steinernes Portal öffnete sich nach dem großen, rechts und links von Schuppen und Ställen begrenzten Hofe, welcher zur Hälfte von einer neben dem Brunnen stehen den riesigen Ulme beschattet war. Im Hintergrund zeigte das Wohnhaus die vier Fenstern seines ersten Geschosses, überragt von einem Taubenschlage. Die einzige Koketterie des Vater Merlier bestand darin, daß er diese Fassade alle zehn Jahre weißen ließ. Dies war auch vor ganz kurzer Zeit wieder geschehen, und so strahlte jene Fassade beim Schein der Mittagssonne in blendender Weiße.

Seit zwanzig Jahren war Vater Merlier Maire von Rocreuse, und man achtete ihn wegen des Vermögens, welches er sich zu erwerben verstanden hatte und das sich auf etwa vierzigtausend

Frank belaufen sollte. Zu der Zeit da er Madeleine Guillard geheiratet hatte, welche ihm als Mitgift den Besitz der Mühle einbrachte, besaß er weiter nichts als seine beiden gesunden Arme. Dennoch war Madeleine nie unglücklich über seine Wahl gewesen, so vorzüglich hatte er den Haushalt zu leiten gewußt. Jetzt war seine Frau tot, und er stand als Wittwer mit seiner einzigen Tochter Françoise da. Ohne Zweifel hätte er sich zur Ruhe setzen und das Mühlenrad ruhig in seiner Mooshülle schlummern lassen können, allein er würde sich dann zu sehr gelangweilt haben und das Haus wäre ihm wie ausgestorben erschienen. So arbeitete er denn immer noch, bloß zu seinem Vergnügen Vater Merlier war damals — ein hoher stattlicher Greis mit langem, schweigsamem Gesicht, über welches nie ein Zug des Lächelns glitt, das aber trotzdem ein außerordentlich heiteres Gemüt verdeckte. Man hatte ihn einesteils wegen seines Reichtums zum Maire gewählt, andernteils aber auch wegen des würdigen Aussehens, welches er anzunehmen verstand, wenn er eine Heirat schloß.

Françoise Merlier hatte eben ihr achtzehntes Jahr überschritten. Wegen ihrer Schwächigkeit rechnete man sie nicht unter die schönen Mädchen des Landes, ja, bis zu ihrem fünfzehnten Jahr war sie sogar häßlich gewesen. In Rocreuse konnte man nicht begreifen, wie die Tochter zweier so wohl gestalteter Leute, wie Vater und Mutter Merlier es waren, so kläglich empor wuchs. Aber mit ihrem fünfzehnten Jahr bekam sie, obwohl immer noch schwächlich, ein reizendes Gesichtchen. Ihr Haar und ihre Augen waren schwarz, und ein rosiger Hauch breitete sich über ihre zarte Haut; den Mund umspielte beständig ein reizendes Lächeln, Grübchen zierten die Wangen, und ihre Stirn war glatt und glänzend als ob eine Lichtkrone darauf ruhte. Obgleich sie unter den Landleuten für schwächlich galt, war sie doch keineswegs mager; man wollte damit einfach sagen, daß sie nicht so, viel Kräfte besessen hätte, um einen Sack Getreide emporzuheben; aber mit den Jahren nahm ihre Körperfülle immer mehr zu, und sie mußte schließlich einmal üppig und rund werden wie eine Wachtel. Nur hatte das schweigsame Wesen ihres Vaters ihr schon in früher Jugend eine gewisse ruhige

Besonnenheit eingeflößt, und wenn sie auch beständig lächelte, so that sie dies doch nur den andern zu Gefallen; denn im Grunde war sie ernst.

Natürlich machte ihr die ganze Umgegend den Hof, mehr noch wegen ihres Geldes als wegen ihrer Anmut. Schließlich aber hatte sie selbst eine Wahl getroffen, über welche allgemeine Entrüstung herrschte. Jenseits der Morelle nämlich lebte ein schmucker Bursche Namens Dominique Penquer. Er stammte nicht aus Rocreuse, sondern war vor zehn Jahren aus Belgien gekommen, um hier einen Oheim zu beerben, welcher dicht am Rande des Waldes von Gagny gerade gegenüber der Mühle ein kleines Gut besaß. Er komme nur, meinte er, um dieses Gut zu verkaufen und dann wieder in seine Heimat zurückzukehren. Indeß die Gegend schien ihm außerordentlich zu gefallen, denn er dachte gar nicht wieder ans Fortgehen. Man sah ihn sein Stückchen Land bebauen und einige Hülsenfrüchte ernten, von denen er lebte. Seine Lieblingsbeschäftigungen waren Fischerei und Jagd, und mehrere Male hätten ihn beinahe die Flurwächter ergriffen und verklagt. » Dieses freie Leben, bei dem sich die Bauern die Hilfsquellen nicht erklären konnten, hatte ihn schließlich in ein übles Renommee gebracht, sodaß man ihn ganz unverhohlen für einen Wilddieb erklärte. Eins allerdings ließ sich nicht leugnen, seine Faulheit; denn oft fand man ihn behaglich im Grünen schlummern zu Stunden, wo er hätte arbeiten sollen. Das Häuschen, welches er am Waldrande bewohnte, machte auch nicht den Eindruck, als könne es einen ehrenwerten Burschen beherbergen. Er hätte gleich mit den Wölfen der Ruinen von Gagny handeln können, ohne daß die alten Weiber davon überrascht gewesen wären. Dennoch wagten die jungen Mädchen zu weilen, ihn in Schutz zu nehmen, denn dieser unheimliche Gast war ein prächtiger Bursche, schlank und groß wie eine Pappel; seine Haut war weiß und zart, sein Bart und sein blondes Haar schimmerten im Sonnenschein wie reines Gold. Eines schönen Morgens hatte nun Françoise dem Vater Merlier gegenüber rundweg erklärt: sie liebe Dominique und werde nie einen andern Burschen heiraten als ihn.

Man kann sich wohl denken, welcher ein harter Schlag dies für Vater Merlier war. Seiner Gewohnheit gemäß: sagte er kein Wort, sein Gesicht zeigte denselben nachdenklichen Zug wie ehemals, nur leuchtete jene innere Heiterkeit nicht mehr aus seinen Augen. Eine ganze Woche lang schmollten beide mit einander, und auch Françoise war völlig ernst geworden. Was den Vater Merlier am meisten beunruhigte, war der Gedanke, daß jener unheimliche Wildschütz seine Tochter möglicherweise behext haben könne. Noch nie hatte sich Dominique in der Mühle sehen lassen. Deshalb beobachtete ihn jetzt der Müller und bemerkte ihn eines schönen Tages, wie er jenseits der Morelle im Grase lag und sich stellte als ob er schlief. Françoise konnte ihn von ihrem Zimmer aus sehen. Nun war die Sache klar: die beiden mußten einander liebgewonnen haben, indem sie sich über das Mühlenrad hinweg zärtliche Blicke zuwarfen. Unterdessen verstrichen weitere acht Tage, und Françoise wurde mit jedem Tage ernster. Vater Merlier sagte noch immer nichts, bis er eines Abends selbst Dominique mitbrachte. Françoise eben mit dem Decken des Tisches beschäftigt, schien darüber gar nicht erstaunt zu sein und begnügte sich damit, ein Kouvert mehr aufzutragen; nur die Grübchen in ihren Wangen waren von diesem Augenblick an wieder sichtbar und das alte Lächeln spielte wieder um ihre Lippen. Am Morgen dieses Tages hatte Vater Merlier Dominique in seinem Häuschen am Waldrand einen Besuch abgestattet, und hier war zwischen beiden Männern drei Stunden lang bei verschlossenen Thüren unterhandelt worden. Was sie einander gesagt haben, hat nie ein Mensch erfahren. Nur soviel ist gewiß, daß Vater Merlier beim Hinausgehen, Dominique bereits wie seinen eigenen Sohn behandelte. Ohne Zweifel hatte der Greis in diesem Faullenzer, welcher sich ins Gras legte, um sich bei den Mädchen beliebt zu machen, einen Burschen gefunden wie er ihn suchte.

Ganz Rocreuse war in Aufregung, und die Klatschbasen vor den Thüren sprachen ganz unverblümt von der Thorheit des Vater Merlier, welcher solch einen Taugenichts in sein Haus einführte. Er aber ließ sie reden. Vielleicht hatte er sich dabei an seine eigene

Heirat erinnert. Auch er besaß keinen Heller, als er Madeleine mit ihrer Mühle heiratete, und war dennoch glücklich mit ihr gewesen. Übrigens bereitete Dominique diesen Klatschereien bald ein Ende, indem er sich plötzlich so thätig zeigte, daß alle Welt über ihn erstaunte. Eben jetzt war der Mühlbursche zur Fahne getreten, und Dominique wollte durchaus nicht, daß ein anderer in Dienst genommen werde. Er trug die Getreidesäcke, fuhr den Müllerwagen, ärgerte sich mit dem alten Mühlenrad herum, so oft dieses sich, so zu sagen, bitten ließ, wenn es sich einmal umdrehen sollte; und dies alles that er mit solchem Eifer, daß man ihm mit Vergnügen zusah. Vater Merlier, stolz darauf, diesen Burschen gewählt zu haben, zeigte wieder seine verstohlene Heiterkeit. Was für Mut doch die Liebe den jungen Leuten einflößt!

Bei allem diesem Geschäftstreiben empfanden Françoise und Dominique eine glühende Verehrung für einander, und obwohl sie nicht von ihrer Liebe miteinander sprechen, konnte man dieselbe doch aus ihren verliebten Blicken und dem glücklichen Lächeln lesen. Bis jetzt hatte Vater Merlier noch kein Wort von der Heirat erwähnt und die beiden, den Entschluß des Greises geduldig erwartend, beobachteten dieses Schweigen mit tiefer Achtung. Endlich, gegen Mitte Juli, hatte er eines Tages drei Tische im Hofe unter der großen Ulme aufstellen lassen und lud seine Freunde in Rocrense ein, bei ihm zu Abend zu speisen. Als der Hof sich gefüllt hatte und jedermann sein Glas in der Hand hielt, erhob Vater Merlier das seinige mit den Worten:

»Ich will mir hierdurch die Ehre nehmen, Ihnen anzukündigen, daß Françoise am St. Ludwigstage jenen Burschen da heiraten wird.«

Stürmisch klangen die Gläser an einander, und allgemeines Gelächter erscholl. Aber Vater Merlier fügte mit lauter Stimme hinzu:

»Dominique, umarme deine Verlobte! Das gehört sich.«

So küßten und umarmten sich denn die beiden, errötend bei dem Lachen der Umstehenden. Es war ein wirkliches Jubelfest, und man zechte ein ganzes Fäßchen aus. Als schließlich nur noch die vertrautesten Freunde zugegen waren, entspann sich eine ruhige Unterhaltung. Die Nacht war hereingebrochen, eine reine

sternenhelle Nacht, und Dominique saß neben Françoise schweigend auf einer Bank. Ein alter Bauer sprach von dem Kriege, welchen der Kaiser den Preußen erklärt hatte. Alle jungen Burschen hatten schon das Dorf verlassen, und noch am Abend vor her waren Truppen durchmarschiert. Alles hatte den Anschein, als werde es zu einem harten Treffen kommen.

»Bah!« sagte Vater Merlier mit dem Egoismus eines glücklichen Menschen; »Dominique ist Ausländer, da braucht er nichts zu fürchten . . . Und wenn die Preußen kämen so würde er hier sein, und sein Weib verteidigen.«

Der Gedanke, daß die Preußen kommen könnten, schien ein guter Witz zu sein. Man werde ihnen, ging das Gerede, einfach eine tüchtige Tracht Prügel verabreichen, und damit sei die Sache schnell abgethan.

»Ich habe sie schon gesehen, ich habe sie schon gesehen,« wiederholte mit dumpfer Stimme das alte Bäuerlein.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen, und dann stieß man nochmals an. Françoise und Dominique hatten von alledem nichts gehört; leise drückten sie einander, ohne daß es jemand sehen konnte, die Hand, und dies erschien ihnen so wohlthuend, daß sie traumbefangen sitzen blieben, ihre Blicke in die Nacht vertiefend.

Welch eine milde prächtige Nacht! Die Häuserreihen des Dorfes lagen in sanftem Schlummer entlang der bleich beschienenen Straße, und nur dann und wann hörte man aus der Ferne das Krähen eines zu früh erwachten Hahnes. Aus den benachbarten Büschen hervor wehte ein leises Lüftchen schmeichelnd über die Dächer. Die Wiesen unter ihrem schattigen Laubdach gewannen ein geheimnisvolles majestätisches Ansehen, während alle die Quellen, alle die im Schatten hervorwallenden Wasseradern der ungestörte frische Lebensodem der schlummernden Landschaft zu sein schienen. Zuweilen schien das alte Mühlenrad während seines Schlummers zu träumen, wie die alten Wachthunde, welche im Schlafe bellen; es knarrte und schien ein Selbstgespräch zu halten, eingewiegt durch die Fluten der Morelle, deren Fall wie eine endlose Orgelmusik ertönte. Wohl nie hat ein sanfterer Frieden in einer

glücklicheren Natur geherrscht.

Zweites Kapitel.

Einen Monat später herrschte, wie an jeglichem Tag, so auch am Vorabend des St. Ludwigstages in Rocreuse Entsetzen. Die Preußen hatten den Kaiser geschlagen und rückten in Eilmärschen nach dem Dorfe vor. Schon seit einer Woche wurde ihre Ankunft von allen Leuten verkündet, welche das Dorf passierten. »Sie sind in Lormière, sie sind schon in Novelles,« hieß es, und auf diese Berichte hin glaubte man in Rocreuse jeden Morgen, sie durch die Wälder von Gagny herabkommen zu sehen. Indeß kamen sie noch immer nicht, was den Schrecken aber nur steigerte. Sicherlich, meinte man, würden sie einmal während der Nacht über das Dorf herfallen und alles niedermachen.

In der vorhergehenden Nacht, kurz vor Tagesanbruch, war plötzlich Lärm geschlagen worden, und ein Geräusch, als ob zahlreiche Menschen auf der Straße umhereilten, hatte die Bewohner aus dein Schläfe gescheucht. Die Weiber fielen schon auf die Kniee und bekreuzten sich, als man, vorsichtig durch die Fenster spähend, die roten Hosen erkannte. Es war eine französische Abteilung. Des Hauptmann hatte sogleich nach dem Maire verlangt und war, nachdem er mit dem Vater Merlier gesprochen hatte, in der Mühle geblieben.

Die Sonne ging an diesem Tage in heiterem Glanze auf, und es schien, als ob gegen Mittag die Hitze ganz bedeutend sein werde. Über den Wäldern flimmerte eine reine Luft, während aus den Thalgründen und von den Wiesen bleiche Nebel emporwallten. Das Dorf mit seinen sauberen hübschen Gebäuden erwachte in der frischen Morgenluft, die Landschaft mit dem Flusse und den munteren Quellen sah anmutig aus wie ein taufeuchter Blumenstrauß; aber dennoch vermochte dieser schöne Tag keine freudige Stimmung hervorzurufen. Eben hatte man den Hauptmann um die Mühle herumgehen und die Nachbargebäude betrachten sehen; darauf war er über die Morelle gefahren und hatte vom

andern Ufer aus mit einem Feldstecher die Gegend durchforscht, wobei ihn Vater Merlier begleitete und ihm Erklärungen zu geben schien. Schließlich hatte der Hauptmann hinter den Mauern, den Bäumen und in den Erdlöchern Posten aufgestellt, während das Gros der Abteilung im Hofe der Mühle lagerte. Also stand ein Gefecht bevor? Als Vater Merlier zurückkam und mit Fragen bestürmt wurde, nickte er schweigend mit dem Kopfe, als wollte er sagen: jawohl, man wird sich hier schlagen.

Françoise und Dominique standen im Hofe und schauten ihn an. Endlich nahm die Pfeife aus dem Munde, nur um die kurze Bemerkung zu machen:

»Ach! Kinder, morgen werde ich euch wohl nicht verheiraten können!«

Dominique, die Lippen fest aufeinander gebissen und zornig die Stirn runzelnd, richtete sich zuweilen empor und heftete seine Blicke nach den Wäldern von Gagny, als wollte er die Preußen kommen sehen. Françoise ging mit bleichen ernsten Zügen ab und zu, um die Bedürfnisse der Soldaten zu befriedigen, welche in einem Winkel des Hofes ihre Frühmahlzeit bereiteten. Unterdessen schien der Hauptmann über irgend etwas ganz besonders erfreut zu sein. Er hatte die Zimmer, sowie den nach dem Flusse zu gelegenen großen Saal der Mühle besichtigt und plauderte, jetzt neben dem Brunnen sitzend, mit Vater Merlier.

»Sie haben hier eine wahre Festung,« sagte er. »Wir werden uns ganz wohl bis heute Abend halten können . . . Die Schufte sind noch weit zurück Sie sollten nur hier sein«

Der Müller blieb ernst. Er sah schon im Geiste seine Mühle wie eine Brandfackel emporlodern; allein er klagte nicht, da er dies doch für nutzlos hielt, und sagte nur:

»Sie sollten den Kahn hinter dem Mühlenrad verbergen lassen. Es gibt dort ein ausgezeichnetes Plätzchen für denselben . . . Vielleicht kann er doch von Nutzen sein.«

Sofort gab der Hauptmann Befehl dazu. Er war ein schöner Mann von etwa vierzig Jahren, groß und von liebenswürdigen Zügen. Der Anblick von Françoise und Dominique schien ihn besonders zu

erfreuen, denn er beschäftigte sich mit ihnen so lebhaft, als hätte er des bevorstehenden Kampfs ganz vergessen. Seine Blicke folgten Françoise und seine Miene sagte deutlich, daß er das Mädchen reizend fand. Zu Dominique gewandt, bemerkte er:

»Sie sind also nicht bei der Armee, mein Bursche?«

»Ich bin Ausländer,« entgegnete der junge Mann.

Der Hauptmann schien darin nichts besonders Lobenswertes zu erblicken und zwinkerte lächelnd mit den Augen, als wollte er sagen: »Ja, ja, es ist wohl angenehmer, um eine Françoise zu scharwenzeln, als Pulver zu riechen.« Als Dominique ihn lächeln sah, fügte er hinzu:

»Ich bin zwar Ausländer, aber auf fünfhundert Meter schieße ich noch den Apfel vom Baume . . . Sehen Sie, dort hinter Ihnen lehnt meine Jagdflinte.«

»Sie wird Ihnen noch gute Dienste leisten,« versetzte der Hauptmann.

Zitternd war Françoise herangetreten und, ohne sich um die Leute zu kümmern, erfaßte Dominique ihre Hände, welche sie ihm darreichte, als ob sie sich damit unter seinen Schutz stellen wollte. Der Hauptmann hatte zwar wieder gelächelt, sagte aber kein Wort mehr. Auf seinen Degen gestützt, blieb er sitzen und schaute träumerisch vor sich hin.

Es war bereits zehn Uhr, und die Hitze ward immer lästiger. Dumpfes Schweigen herrschte ringsum; im Hofe unter den schattigen Schuppen hatten die Soldaten zu frühstücken begonnen. Kein Geräusch ließ sich im Dorfe vernehmen, dessen Bewohner sämtlich ihre Häuser verbarrikadiert hatten. Nur ein Hund heulte auf der Straße. Von den unter der Hitze schmachenden Büschen und Wiesen her erscholl ein langgezogener ferner Ton; ein Kuckuck rief dann schwieg alles.

Mitten in diesem Schweigen der Erschlaffung krachte plötzlich ein Schuß. Rasch stand der Hauptmann auf, und die Soldaten verließen ihre noch halb gefüllten Teller. In einigen Sekunden stand jeder auf seinem Posten, und Mühle War von unten bis oben besetzt. Unterdessen hatte der Hauptmann sich auf die Straße begeben,

ohne aber etwas zu bemerken. Ein zweiter Schuß ließ sich vernehmen; noch immer war nicht das Geringste zu sehen. Allein, als er sich umdrehte, bemerkte er in der Richtung nach Gagny auf dem andern Ufer ein leichtes Rauchwölkchen zwischen zwei Bäumen. Das Gehölz aber blieb nach wie vor regungslos.

»Die Schufte haben den Wald besetzt,« murmelte er. »Sie wissen, daß wir hier sind.«

Hierauf begann zwischen den um die Mühle postierten französischen Soldaten und den hinter den Bäumen verborgenen Preußen ein lebhaftes Feuer. Die Kugeln zischten, über die Morelle, ohne weder auf der einen noch auf der andern Seite Verluste hervorzubringen. Die Schüsse waren unregelmäßig und knallten aus jedem Gebüsch hervor, wobei man immer nur die vom Winde sanft davon getragenen Rauchwölkchen bemerkte. So dauerte es beinahe zwei Stunden fort, und der Offizier summte mit gleichgültiger Miene ein Liedchen vor sich hin. Françoise und Dominique, welche im Hofe geblieben waren, stellten sich auf die Zehen und spähten über eine niedrige Mauer. Besonders interessierte sie ein kleiner Soldat, welcher am Ufer der Morelle hinter dem Rumpf eines alten Kahnens postiert war; platt auf dem Boden liegend suchte er sich ein Ziel, gab seinen Schuß ab, darauf glitt er in einen hinter ihm befindlichen Graben, um sein Gewehr wieder zu laden; seine Bewegungen waren so drollig, aber dabei so schlau und gewandt, daß man bei seinem Anblick unwillkürlich lächeln mußte. Jetzt schien er irgend einen Preußen zu bemerken, denn blitzschnell erhob er sich und legte an; allein noch ehe er gefeuert hatte, stieß er einen Schrei aus, taumelte einige Mal im Kreise herum und rollte schließlich in den Graben, wo seine Beine noch einen Augenblick zuckten wie die Pfoten eines Huhns, welches man erwürgt. Der kleine Soldat hat eine Kugel mitten in die Brust erhalten. Das war der erste Tote. Unwillkürlich hatte Françoise die Hand Dominique's ergriffen und preßte sie krampfhaft in die ihrige.

»Verlassen Sie jetzt diese Stelle,« sagte der Hauptmann. »Die Kugeln kommen bis hierher.«

Wirklich ließ sich jetzt ein leichtes Geräusch in der alten Ulme

vernehmen, und ein Zweig fiel zu Boden. Mein die beiden jungen Leute rührten sich nicht; durch dies aufregende Schauspiel waren sie wie festgebannt. Am Waldrande war plötzlich ein Preuße hinter einem Baum hervorgetreten, hatte hastig die Arme emporgestreckt und war dann rücklings zu Boden gestürzt. Nichts regte sich weiter, die beiden Toten schienen im Sonnenschein zu schlafen, und man sah noch immer Niemand in der hitzeschmachtenden Landschaft. Sogar das Gewehrknattern hörte aus, und nur die klaren Fluten der Morelle eilten murmelnd dahin.

Erstaunt schaute Vater Merlier auf den Hauptmann, als wollte er ihn fragen, ob es denn schon zu Ende sei.

»Jetzt kommt erst der Hauptstoß,« flüsterte dieser. »Hüten Sie sich und bleiben Sie nicht länger hier.«

Noch hatte er nicht ausgeredet, als ein schreckliches Feuer begann.

Es war gerade, als würde die große Ulme abgemäht, so zahlreich fielen die Blätter herab. Die Preußen hatten glücklicherweise zu hoch geschossen. Dominique zog Françoise mit sich fort; Vater Merlier folgte ihnen und rief:

»Versteckt euch in den kleinen Keller, der hat feste Mauern.« Aber sie hörten ihn nicht und traten in den großen Saal ein, wo etwa ein Dutzend Soldaten schweigend warteten, durch die Spalten der geschlossenen Läden spähend. Der Hauptmann war allein im Hofe geblieben und kauerte? hinter der kleinen Mauer, während ohne Unterbrechung eine Salve der andern folgte. Obwohl die draußen postierten Soldaten nur Schritt für Schritt das Feld räumten, kamen sie dennoch einer nach dem andern zurückgekrochen, sobald der Feind sie aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben hatte. Sie hatten die Weisung erhalten, Zeit zu gewinnen und sich auf keinen Fall zu zeigen, damit die Preußen nicht erfahren könnten, welche Streitkräfte sie vor sich hätten. Es verging noch eine Stunde, und als endlich ein Sergeant mit der Meldung kam, es seien nur noch zwei oder drei Mann draußen, sah der Offizier nach der Uhr und murmelte:

»Einhalbdrei Uhr . . . Vorwärts, wir müssen uns noch vier Stunden

zu halten suchen.«

Er ließ hierauf das große Hofthor schließen, und alles wurde für einen energischen Widerstand vorbereitet. Da die Preußen sich auf dem anderen Ufer der Morelle befanden, so war ein unmittelbarer Angriff nicht zu befürchten. In einer Richtung von zwei Kilometern war allerdings eine Brücke, aber ohne Zweifel hatten sie keine Ahnung von deren Vorhandensein, und daß sie versuchen würden, den Fluß zu durchwaten, erschien auch wenig glaubhaft. Der Offizier ließ also einfach die Landstraße überwachen und konzentrierte seine gesamte Streitmacht nach dieser Seite.

Das Gewehrfeuer hatte wieder aufgehört, und die Mühle schien wie ausgestorben; alle Läden waren geschlossen und aus dem Innern hervor drang nicht das geringste Geräusch. Nach und nach zeigten sich indessen einzelne Preußen am Rande des Waldes von Gagny, zuerst behutsam den Kopf hervorstreckend und darauf ganz hervortretend. In der Mühle legten mehrere Soldaten bereits an; aber der Hauptmann rief:

»Nein, nein, wartet noch . . . Laßt sie erst herankommen.«

Jene schlichen mit der größten Vorsicht weiter und warfen mißtrauische Blicke nach der Mühle. Dieses alte Gebäude mit seiner dumpfen Ruhe und seinen epheuumrankten Mauern schien sie zu beunruhigen. Dennoch wagten sie sich weiter. Als sie etwas fünfzig Schritt weit auf die Wiese heraus waren, sagte der Offizier das einzige Wort:

»Los!«

Ein Krachen erschütterte die Luft, dem noch einzelne Schüsse folgten. Françoise, am ganzen Leibe zitternd, hatte sich unwillkürlich die Hände vor die Ohren gehalten. Dominique stand lauschend hinter der Soldaten, und als sich der Rauch ein wenig verzogen hatte, gewahrte er drei Preußen, welche tot mitten auf der Wiese lagen. Die übrigen hatten schleunigst hinter den Weiden und Pappeln Schutz gesucht. Nun begann die Belagerung.

Über eine Stunde lang wurde die Mühle beschossen, und die Kugeln prasselten wie Hagel gegen die alten Mauern. Wenn sie auf Stein trafen, hörte man, wie sie breitschlugen und ins Wasser

zurückfielen, während sie sich mit dumpfem Geräusch in das Holz einbohrten. Zuweilen verkündigte ein Krachen, daß das Mühlrad getroffen war. Die Soldaten im Innern des Gebäudes gingen mit ihren Schüssen sparsam um und feuerten nicht eher, als bis sie ordentlich zielen konnten. Von Zeit zu Zeit sah der Hauptmann nach der Uhr, und als eine Kugel, durch einen Fensterladen eindringend, sich in die Wand festsetzte, murmelte er:

»Vier Uhr! Wir werden uns wohl kaum halten können. In der That wurde durch diesen schrecklichen Kugelregen die alte Mühle allmählich arg erschüttert. Ein Fensterladen fiel, durchlöchert wie ein Spitzentuch, ins Wasser und mußte durch eine Matratze ersetzt werden. Vater Merlier wagte sich trotz der großen Gefahr alle Augenblicke hinaus, um den Schaden an seinem armen, Mühlenrad zu konstatieren, dessen unaufhörliches Krachen ihn in der innersten Seele schmerzte. Diesmal war es mit dem alten Rade wohl zu Ende, und er würde es nie wieder ausbessern können. Dominique hatte Françoise flehentlich gebeten, sich zurückzuziehen aber sie wollte bei ihm bleiben und hatte sich hinter einen großen Eichenholzschränk gesetzt, welcher sie schützte. Dennoch schlug eine Kugel in den Schränk, dessen Wände dumpf erdröhnten. Da stellte sich Dominique vor Françoise. Er hatte noch nicht gefeuert, da er nicht an die Fenster heran konnte, welche ihrer ganzen Breite nach mit Soldaten besetzt waren. Bei jeder Salve zitterten die Dielen.

»Achtung! Achtung!« rief plötzlich der Hauptmann.

Er hatte soeben eine dunkle Masse aus dem Gehölze herkommen sehen.

Sofort wurde ein schreckliches Pelotonfeuer eröffnet, und es war gerade, als ob ein Wirbelsturm gegen die Mühle losprasselte. Ein zweiter Fensterladen stürzte hinab und durch die klaffende Öffnung sausten die Kugeln herein. Zwei Soldaten fielen. Der eine rührte sich nicht mehr, und man schob ihn nach der Wand, weil er im Wege lag; der andere krümmte sich auf dem Boden; herum und bat kläglich, man möge ihm doch den Gnadenstoß versetzen; allein man hörte ihn nicht, unaufhörlich sausten die Geschosse herein, ein jeder war

auf sein Heil bedacht und suchte eine Schießscharte, um das Feuer zu erwidern. Ein dritter Soldat wurde verwundet; dieser aber sagte kein Wort und blieb mit klarem Blicke neben einem Tische liegen. Angesichts der Toten hatte Françoise von Entsetzen ergriffen, ihren Stuhl zurückgestoßen und sich, an die Wand lehnend, auf den Boden gesetzt. Unterdessen hatte man alle Matratzen, welche im Hause zu finden waren, herbeigeschleppt und damit das Fenster zur Hälfte wieder verstopft. Der Saal füllte sich mit Trümmern; aller Art, teils zerbrochenen Waffen, teils zerstörten Möbeln.

»Fünf Uhr,« sagte der Hauptmann »Haltet euch brav . . . Sie suchen jetzt über das Wasser zu kommen.«

In diesem Augenblick schrie Françoise auf. Eine Kugel, welche zurückgeprallt war, hatte sie soeben an der Stirn gestreift, und es drangen einige Blutstropfen hervor. Dominique schaute einen Augenblick lang nach ihr; darauf näherte er sich dem Fenster und gab seinen ersten Schuß ab, ohne von jetzt an mit Schießen wieder aufzuhören.

Man sah ihn nur noch laden und feuern, ohne daß er sich um das kümmerte, was um ihn her vorging; von Zeit zu Zeit indessen warf er einen flüchtigen Blick auf Françoise. Übrigens ging er mit der größten Ruhe zu Werke und nahm sein Ziel ganz genau aufs Korn. Die Preußen suchten, entlang den Pappelreihen schleichend, wirklich einen Übergang über die Morelle; aber sobald einer unter ihnen sich vorwagte, streckte ihn ein wohlgezielter Schuß aus Dominique's Büchse nieder. Der Hauptmann, welcher diesem Schauspiele folgte, war ganz entzückt darüber. Er beglückwünschte den jungen Mann und sagte ihm, er würde sich glücklich preisen, wenn er recht viel solche gute Schützen hätte. Dominique hörte ihn nicht. Eine Kugel streifte ihm die Schulter, eine andere verletzte ihm den Arm, und dennoch feuerte er weiter.

Unterdessen fielen noch zwei Soldaten. Die zerfetzten Matratzen boten keine Deckung mehr, und eine neue Salve schien die ganze Mühle aus den Fugen zu reißen. Die Position war so gut wie verloren. Dennoch wiederholte der Offizier:

»Haltet euch wacker . . . Noch eine halbe Stunde.«

Jetzt zählte er die Minuten. Er hatte seinem Vorgesetzten versprochen, den Feind hier bis zum Abend aufzuhalten, und er würde auch nicht einen Schritt weit vor der zum Rückzug festgesetzten Stunde gewichen sein. Trotz aller Gefahr bewahrte er seine liebenswürdige Miene und lächelte Françoise zu, um dieselbe zu beruhigen. Er selbst hatte soeben das Gewehr eines gefallenen Soldaten aufgehoben und beteiligte sich am Feuer.

Es befanden sich jetzt nur noch vier Soldaten im Saal. Die Preußen indeß zeigten sich in hellen Haufen auf dem andern Ufer der Morelle und konnten jeden Augenblick den Fluß überschreiten. Noch einige Minuten verstrichen, ohne daß der Hauptmann Befehl zum Rückzug erteilte, als ein Sergeant herbeieilte und meldete:

»Sie sind aus der Landstraße und werden uns sofort im Rücken angreifen.«

Die Preußen mußten also die Brücke entdeckt haben. Der Hauptmann sah nach der Uhr.

»Nur fünf Minuten,« sagte er. »Früher werden sie nicht hier sein.«

Endlich, Punkt sechs Uhr, ließ er seine Leute durch eine kleine Thür abziehen, welche auf ein Seitengäßchen führte. Von hier aus schlichen sie in einem Graben hin und gelangten glücklich nach dem Walde von Souval. Vor seinem Abzug hatte der Offizier sehr höflich von Vater Merlier Abschied genommen und sich dabei entschuldigt. Er hatte sogar die Bemerkung hinzugefügt:

»Suchen Sie ihnen die Zeit zu vertreiben . . . Wir kommen bald wieder.

Unterdessen war Dominique allein im Saale geblieben und feuerte immer noch, völlig taub für alles andere. Er fühlte nur das Bedürfnis, seine Françoise zu verteidigen. Die Soldaten waren fort, ohne daß er davon die geringste Ahnung hatte. Er zielte, und jeder Schuß streckte einen Mann nieder. Plötzlich entstand ein lautes Geräusch. Soeben waren die Preußen von der Hinterseite in den Hof gedrungen. Noch einen Schuß feuerte er ab, und sein Gewehr dampfte noch, als die Feinde über ihn herfielen.

Vier Mann hielten ihn, während die andern um ihn herum in einer ganz abscheulichen Sprache brüllten. Trotz aller Bitten Françoise's

hätte man ihn auf der Stelle erdrosselt, wenn nicht ein Offizier, der eben hereintrat, sich den Gefangenen hätte überliefern lassen. Nachdem er mit den Soldaten einige deutsche Bemerkungen gewechselt hatte, wandte er sich an Dominique und herrschte ihn in sehr gutem Französisch an:

»In zwei Stunden wird man Sie füsiliieren.«

Drittes Kapitel.

Es war eine Verfügung des deutschen Generalstabs, daß jeder Franzose, welcher nicht zur regulären Truppe gehörte und mit Waffen in der Hand betroffen wurde, füsiliert werden sollte. Selbst die Freikorps wurden nicht als zur Armee gehörig anerkannt. Dadurch, daß sie so schreckliche Exempel an den armen Bauern statuierten, welche bloß ihr Eigentum verteidigten, wollten die Deutschen die von ihnen so sehr gefürchtete Massenerhebung verhindern.

Der Offizier, ein langer dürrer Mann, legte Dominique einige Fragen vor. Obwohl er das Französisch sehr rein sprach, besaß er in seiner Ausdrucksweise doch eine etwas zu sehr preußische Härte und Steifheit.

»Sie sind aus diesem Lande?«

»Nein, ich bin Belgier.«

»Warum haben Sie die Waffen ergriffen?.. Damit haben Sie doch gar nichts zu thun!«

Dominique gab keine Antwort. In diesem Augenblick bemerkte der Offizier Françoise, welche ausgestanden war und zuhörte; auf ihrer bleichen Stirn bildete die leichte Wunde einen roten Streifen. Er sah die beiden jungen Leute einige Augenblicke prüfend an, und nachdem er zu begreifen schien, welche Triebfeder hier im Spiel gewesen war, begnügte er sich hinzuzufügen:

»Sie gestehen es also, geschossen zu haben?«

»Ich habe so oft geschossen, als ich konnte,« antwortete Dominique ruhig.«

Dieses Geständnis war eigentlich gar nicht nötig, denn er war völlig vom Pulverdampfen geschwärzt, mit Schweiß bedeckt und an einigen Stellen mit Blut besudelt, welches aus der Schußwunde an seiner Schulter herabgeträufelt war.

»Gut, zwei Stunden wird man Sie in füsiliieren,« wiederholte der

Offizier.

Kein Schrei kam über Françoise Lippen. Sie faltete die Hände und erhob sie mit dem Ausdruck stummer Verzweiflung. Der Offizier bemerkte diese Bewegung. Mittlerweile hatten zwei Soldaten Dominique in ein Nebenzimmer geführt, wo sie ihn scharf bewachen sollten. Das junge Mädchen war auf einen Stuhl niedergesunken; aber sie konnte nicht weinen, der Schmerz erstickte ihre Thränen. Noch immer schaute der Offizier sie prüfend an und frug endlich:

»Ist dieser Bursche Ihr Bruder?«

Sie schüttelte mit dem Kopfe, und nach einigem Schweigen fuhr der Offizier fort:

»Wohnt er denn schon lange hier im Lande?«

Ein stummes Kopfnicken deutete ihm Bestätigung an.

»Dann muß er doch die umliegenden Wälder sehr gut kennen?«

Diesmal sprach sie.

»Jawohl, mein Herr,« sagte sie, ihm mit einigem Erstaunen ins Gesicht sehend.

Ohne weiter auf dieses Gespräch einzugehen, verlangte er den Maire des Dorfes zu sprechen. Aber Françoise war aufgestanden, eine flüchtige Röte bedeckte ihr Gesicht, und ihre Hoffnung war wieder erwacht. Sie eilte selbst, hinaus, um ihren Vater herbeizuholen.

Sobald das Schießen aufgehört hatte, war Vater Merlier eiligst nach der Holzgalerie hinabgestiegen, um nach seinem Mühlenrade zu sehen. Er vergötterte zwar seine Tochter und empfand für seinen künftigen Schwiegersohn Dominique eine unerschütterliche Freundschaft; aber sein Mühlenrad hatte auch einen weiten Platz in seinem Herzen eingenommen. Da nun die beiden »Kleinen«, wie, er sie zu nennen pflegte, mit heiler Haut aus dem Tumult entkommen waren, dachte er an sein anderes Herzkind, welches so sehr gelitten hatte, und prüfte eben mit schmerzlicher Miene die Beschädigungen. Fünf Schaufeln waren zersplittert, und die Welle war durchlöchert wie ein Sieb. Er steckte den Finger in die Schußlöcher, um ihre Tiefe zu messen und dachte über die Art und Weise nach, wie er die

Schäden wieder ausbessern könne. Françoise fand ihn gerade damit beschäftigt, einige Spalten mit Holztrümmern und Moos zu verstopfen.

»Vater,« sagte sie, »man verlangt nach Dir.«

Weinend erzählte sie ihm nun, was sie soeben gehört hatte. Vater Merlier entgegnete kopfschüttelnd: man könne niemand so mir nichts dir nichts fusilieren, er werde ja sehen. Mit seiner schweigsamen friedlichen Miene kehrte er wieder in die Mühle zurück. Als der Offizier von ihm Lebensmittel für seine Mannschaften verlangt hatte, entgegnete er: die Leute in Rocreuse seien durchaus nicht an brutale Behandlung gewöhnt, und man werde von ihnen gar nichts erhalten, sobald man Gewalt anwende. Er wolle für alles sorgen, aber nur unter der Bedingung, daß man ihn ganz allein handeln lasse. Der Offizier schien anfangs über diesen ruhigen Ton ärgerlich zu sein; schließlich aber gab er den kurzen bestimmten Äußerungen des Greises nach. Er rief ihn sogar noch einmal zurück und frug:

»Wie heißt dieses Gehölz da gegenüber?«

»Die Büsche von Sauval.«

»Wie weit erstrecken sie sich?«.

Der Müller schaute ihm fest ins Gesicht und antwortete einfach:

»Ich weiß nich!«

Damit entfernte er sich. Eine Stunde später befand sich die von dem Offizier verlangte Kriegskontribution an Lebensmitteln und Geld auf dem Mühlenhof.

Die Nacht brach an, und mit Angst folgte Françoise jeder Bewegung der Soldaten, ohne aber nur einen Augenblick sich von dem Zimmer zu entfernen, in welchem — Dominique eingeschlossen war. Gegen sieben Uhr empfand sie eine peinliche Erregung; sie sah nämlich den Offizier zu dem Gefangenen hineingehen, und eine Viertelstunde lang hörte sie ein lebhaftes Gespräch zwischen beiden. Einen Augenblick erschien der Offizier auf der Schwelle, um in deutscher Sprache einen Befehl zu geben, welchen sie natürlich nicht verstand; aber als zwölf Mann sich mit dem Gewehr im Arm im Hofe aufgestellt hatten, durchlief ein Schaudergefühl ihren Körper,

und es war ihr, als müsse sie sterben. Es war also um ihn geschehen, und die Exekution sollte stattfinden. Die zwölf Mann blieben zehn Minuten lang stehen, während welcher Zeit man fortwährend Dominique laut sprechen hörte und zwar in einem Ton entschiedener Weigerung. Endlich ging der, Offizier hinaus, und die Thür heftig zuwerfend, sagte er:

»Gut, denken Sie darüber nach . . . Ich gebe Ihnen bis morgen früh Zeit.«

Dann winkte er den zwölf Mann, und diese gingen auseinander.

Françoise blieb ganz geistesabwesend stehen, bis Vater Merlier, welcher, mit einfach neugieriger Miene die Vorgänge betrachtend, ruhig seine Pfeife weitergeraucht hatte, sie mit väterlicher Milde am Arme faßte und in ihr Zimmer führte.

»Verhalte Dich ruhig,« sagte er zu ihr, »versuche zu schlafen . . . Morgen bei Tage werden wir schon sehen.

Ehe er fortging, schloß er sie vorsichtshalber ein. Er huldigte dem Prinzip, daß die Frauen, sobald sie sich mit einer ernstern Angelegenheit beschäftigen, zu nichts gut sind und alles verderben. Françoise indes legte sich nicht zu Bett; lange blieb sie auf ihrem Bette sitzen, jedem Geräusch im Hause lauschend. Die deutschen Soldaten, welche im Hofe lagerten, sangen und lachten; sie schienen bis elf Uhr zu essen und zu trinken, denn der Lärm hörte nicht einen Augenblick auf. In der Mühle selbst erschollen von Zeit zu Zeit dumpfe Schritte, ohne Zweifel von der Ablösung der Schildwachen herrührend. Besonders aber interessierten sie die aus dem unter ihr liegenden Zimmer heraufdringenden Geräusche. Mehrere Male legte sie sich auf den Boden und preßte ihr Ohr gegen die Dielen; denn jenes Zimmer war gerade das, in welchem man Dominique eingeschlossen hatte. Er mußte zwischen Wand und Fenster auf und abgehen, denn lange Zeit vernahm sie seine regelmäßigen Schritte; darauf trat tiefes Schweigen ein, er hatte sich ohne Zweifel niedergesetzt. Übrigens hörten jetzt auch die andern Geräusche auf, und alles fiel in tiefen Schlaf. Als das Haus ihr völlig ruhig schien, öffnete sie so leise wie möglich ihr Fenster und beugte sich hinaus. Draußen wehte ein laues Sommerlüftchen durch die

heitere Nacht. Der dünne Streifen des zunehmenden Mondes, welcher sich hinter den Gehölzen von Sauval verbarg, erleuchtete die Landschaft mit dem matten Schimmer eines Nachtlämpchens. Langgestreckte Baumschatten durchfurchten die schwach erhellte Wiese, während an den frei gelegenen Stellen das Gras den Eindruck eines mattgrünen — Sammetteppichs machte. Aber Françoise hielt sich nicht bei dem geheimnisvollen Reize der Nacht auf; sie durchspähte vielmehr die Gegend nach den Schildwachen, welche die Deutschen ohne Zweifel auf dieser Seite postiert hatten. Sie sah ganz deutlich ihre Schatten entlang der Morelle und bemerkte, daß gegenüber der Mühle auf dem andern Ufer nur ein einziger Posten stand und zwar neben einer Weide, deren Äste ins Wasser niederhingen. Françoise konnte den Posten ganz deutlich unterscheiden. Es war ein großer Bursche, welcher mit zum Himmel gewandtem Gesicht und träumerischer Miene unbeweglich dastand.

Nachdem sie so die Umgegend sorgsam durchforscht hatte, setzte sie sich wieder auf ihr Bett, wo sie eine Stunde lang in tiefes Nachdenken versank. Dann lauschte sie wieder: nicht ein Hauch regte sich in dem ganzen Gebäude. Zum Fenster zurückkehrend, warf sie einen Blick hinaus; aber ohne Zweifel schien der Mond, welcher noch ein wenig hinter den Bäumen hervorschaute, sie zu stören, denn sie nahm wieder ihre beobachtende Stellung ein. Endlich schien ihr die geeignete Stunde gekommen. Die Nacht war rabenschwarz, die Schildwache gegenüber war nicht mehr zu sehen, und die Landschaft breitete sich wie ein riesiger schwarzer See aus. Noch einen Augenblick lauschte sie; dann war ihr Entschluß gereift. Neben dem Fenster führte von dem Mühlrade bis zum Speicher empor eine eiserne Leiter, deren Sprossen in die Mauer eingegipst waren und welche ehemals den Müllern dazu diente, in alle Teile des Räderwerkes zu gelangen; später war der Mechanismus geändert worden, und schon seit langer Zeit verschwand die Leiter hinter den dichten Epheu ranken, welche diese Seite der Mühle bedeckten.

Kühn überstieg Françoise die Brüstung ihres Fensters, erfaßte eine der Eisensprossen und begann hinabzuklettern, wobei ihre

Kleider ein arges Hindernis bildeten. Plötzlich löste sich ein Stein aus der Mauer und fiel mit dumpfem Geräusch in die Morelle. Vor Schreck erstarrt, war sie stehen geblieben. Aber bald merkte sie, daß der Wasserfall mit seinem beständigen Rauschen auf einige Entfernung hin jedes Geräusch übertönte, welches sie verursachen konnte, und so stieg sie keck weiter hinab, mit dem einen Fuße die Leitersprossen zwischen den Epheuranken tastend. Als sie in der Höhe des Zimmers angekommen war, welches Dominique als Gefängnis diente, hielt sie an. Indessen; eine unvorhergesehene Schwierigkeit hätte ihr beinahe allen Mut genommen: das Fenster dieses Gemaches befand sich nicht genau unter demjenigen ihres Zimmers, es war s vielmehr ein größeres Stück von der Leiter entfernt, und als sie die Hand ausstreckte, berührte sie nur die Mauer. Sollte sie denn nun wieder hinaussteigen, ohne ihren Plan zur Ausführung zu bringen? Ihre Arme erschlafften, und das Murmeln der Morelle verursachte ihr Schwindel. Nun löste sie kleine Kalkstückchen aus der Mauer und warf dieselben gegen Dominique's Fenster. Er hörte nicht, vielleicht schlief er. Unermüdlich bröckelte sie die Kalkstückchen ab, bis ihre Finger ganz aufgerieben waren. Schon war ihre Kraft zu Ende, und jeden Augenblick glaubte sie, rücklings hinabstürzen zu müssen, als Dominique endlich leise öffnete.

»Ich bin es,« lispelte sie. »Erfasse mich schnell, ich falle!«

Zum ersten Mal redete sie ihn mit Du an. Sich hinausbeugend, ergriff er sie und zog sie herein. Im Zimmer brach sie in Thränen aus, unterdrückte aber ihr Schluchzen, um ja nicht gehört zu werden. Schließlich gelangte sie mit fast übermenschlicher Anstrengung dahin, sich zu beruhigen.

»Werden Sie bewacht?« frug sie leise.

Dominique, noch ganz bestürzt, sie in diesem Zustande zu sehen, deutete einfach nach der Thür. Auf der andern Seite hörte man ein Schnarchen; die Schildwache, vom Schlaf übermannt, mußte sich quer vor der Thür auf den Boden gelegt haben in der Meinung, daß auf diese Weise der Gefangene nicht entweichen könne.

»Wir müssen fliehen,« versetzte sie hastig.

»Ich bin gekommen, von Ihnen Abschied zu nehmen, und bitte Sie um Himmelswillen, zu fliehen.«

Er schien sie nicht zu hören und wiederholte:

»Wie? Sie sind es, Sie sind es . . . O! wie haben sie mich erschreckt! Sie konnten sich den Tod holen.«

Er erfaßte ihre Hände und küßte sie.

»Ach! wie ich Sie liebe, Françoise . . . Sie sind ein guter lieber Engel und dabei doch so mutig. Nur eins fürchtete ich: das war, zu sterben, ohne Sie wieder gesehen zu haben . . . Nun sind Sie aber bei mir, und jene mögen mich jetzt getrost füsillieren. Nur eine Viertelstunde will ich mit Ihnen verleben; dann bin ich zum Tode bereit.«

Allmählich hatte er sie fest an sich gedrückt, und sie stützte ihr Haupt auf seine Schulter. Obwohl die Gefahr immer näher kam, vergaßen sie alles in ihrer Umarmung.

»Ach! Françoise,« seufzte Dominique mit schmeichelnder Stimme; »heute ist der St. Ludwigstag, der so lang ersehnte Tag unser Vermählung. Nichts hat uns trennen können, denn hier sind wir beide ganz allein . . . Nicht wahr? in dieser Stunde bricht der Hochzeitsmorgen an.«

»Ja, ja,« wiederholte sie, »der Hochzeitsmorgen!«

Ein brennender Kuß vereinigte ihre zitternden Lippen. Aber plötzlich entwand sie sich seiner Umarmung, denn die schreckliche Wirklichkeit that sich vor ihren Augen auf.

»Wir müssen fliehen, wir müssen fliehen,« stammelte sie. Keine Minute dürfen wir verlieren.«

Und als er in der Dunkelheit seine Arme ausstreckte, um sie wieder zu umfassen, kam von neuem das vertrauliche Du über ihre Lippen:

»O! ich bitte Dich, höre auf mich . . . Wenn Du stirbst, will ich auch nicht länger leben. In einer Stunde bricht der Tag an. Ich fordere, daß Du sofort entfliehst.«

Nun setzte sie ihm mit wenigen Worten ihren Plan auseinander: die Eisenleiter reiche bis an das Mühlenrad hinab, dort könne er sich

auf die Schaufeln stützen und das Boot erreichen, welches in einer Höhlung angebunden sei. Alsdann werde es ihm ein Leichtes sein, das andere Ufer zu gewinnen und zu entkommen.

Wenn aber nun Wachen dort sind?« sagte er zögernd.

»Eine einzige, gerade neben der ersten Weide.«

»Und wenn sie mich bemerkt, wenn sie Lärm machen will?«

Françoise reichte ihm zitternd ein Messer, welches sie mit herabgebracht hatte. Schweigend schauten die beiden Liebenden einander ins Auge.

»Aber Ihr Vater und Sie?« entgegnete Dominique. »O nein, ich kann nicht fliehen . . . Wenn ich nicht mehr da bin, werden diese Soldatenbestien euch vielleicht gar massakrieren . . . Sie kennen diese Schufte nicht, die mir Pardon versprochen haben, wenn ich sie nach dem Walde von Sauval führe. Sobald sie mich dann nicht mehr finden, sind sie zu allem fähig.«

Das junge Mädchen, ohne auf diese Bemerkung ein zugehen, hatte auf alle Gründe, welche er anführte, die einzige Antwort:

»Um meiner Liebe willen, fliehen Sie . . . Wenn Sie mich lieben, Dominique, bleiben Sie keine Minute, länger hier.«

Darauf versprach sie ihm, sich wieder in ihr Zimmer zu begeben, und erklärte, es werde niemand erfahren, daß — sie ihm zur Frucht verholfen habe. Schließlich umarmte und küßte sie ihn nochmals mit ungewöhnlicher Leidenschaftlichkeit, um ihn dadurch noch mehr für ihren Willen zu bewegen. Allein er war schon besiegt und stellte nur noch die Frage:

»Können Sie mir schwören, daß Ihr Vater diesen Plan kennt und mir zur Flucht rät?«

»Mein Vater hat mich geschickt,« antwortete sie ohne Bedenken.

Sie log. Aber in diesem Augenblick empfand sie nur das einzige Bedürfnis, ihren Verlobten in Sicherheit zu wissen und den fürchterlichen Gedanken los zu sein, daß die aufgehende Sonne das Signal seines Todes sein werde. Sobald er der Gefahr entronnen war, konnte alles Unglück über sie hereinbrechen, es wäre ihr als Wohlthat erschienen, wenn nur er dem Leben erhalten blies.

»Gut,« sagte Dominique, »ich werde thun, was Euch gefällt.«

Nun sprachen sie kein Wort weiter, und Dominique öffnete das Fenster wieder. Aber plötzlich fuhren sie erstarrt zurück, denn ein Schlag fiel gegen die Thür und sie glaubten, man werde dieselbe öffnen. Wahrscheinlich hatte die Ronde ihre Stimme gehört. So standen denn beide, eng aneinandergeschmiegt, in unsäglicher Angst da. Nochmals erdröhnte die Thür, aber sie ging nicht auf. Erleichtert seufzten beide aus, denn jetzt begriffen sie, daß das Geräusch von dem vor der Thür liegenden Soldaten herrühren mußte, welcher sich im Schlafe wahrscheinlich umgedreht hatte. In der That trat wieder die alte Ruhe ein, unterbrochen von dem Schnarchen des Schläfers.

Dominique verlangte durchaus, daß Françoise zuerst nach ihrem Zimmer hinaufsteige. Noch einmal umarmte er sie und nahm schweigend von ihr Abschied; darauf half er ihr die Leiter erreichen und kletterte auch seinerseits hinüber. Allein nicht eine einzige Sprosse wollte er hinabsteigen, ehe er seine Braut sicher in ihrem Zimmer wußte. Oben angelangt, rief ihm Françoise mit leiser Stimme zu:

»Auf Wiedersehen, ich liebe Dich!«

Sie blieb am Fenster und suchte den Bewegungen Dominique's zu folgen. Noch immer herrschte finstere Nacht. Sie spähte nach den Schildwachen hinüber, ohne dieselben zu bemerken; nur die Weide erschien als bleicher Fleck inmitten der Finsternis. Einige Augenblicke lang hörte sie den Körper Dominique's an den Epheuranken hinabgleiten, dann knarrte das Mühlenrad, und ein leises Plätschern scholl herauf, welches ihr verkündete, daß der junge Mann soeben den Kahn gefunden hatte. Eine Minute später unterschied sie in der That den dunklen Schatten des Kahnes auf dem grünen Wasserspiegel der Morelle. Jetzt überkam sie eine schreckliche Angst. Jeden Augenblick glaubte sie den Alarmruf der Wache zu hören; die leisesten Geräusche kamen ihr vor wie eilige Schritte von Soldaten, wie Waffengeklirr oder das Geräusch von Gewehren, welche man ladet. Dennoch flossen die Sekunden dahin, ohne daß der erhabene Friede der Landschaft gestört wurde.

Dominique mußte jetzt am andern Ufer an gekommen sein, denn Françoise sah nichts mehr von ihm, und eine majestätische Ruhe herrschte. Hierauf vernahm sie ein Fußstampfen, einen rauhen Schrei und den dumpfen Fall eines Körpers Gerade als ob sie den Tod an sich; hätte vorübergehen fühlen, blieb sie erstarrt stehen, die Blicke in die dunkle Nacht versenkend.

Viertes Kapitel.

Kaum dämmerte der Morgen, als in der Mühle ein lautes Stimmengewirr erscholl. Vater Merlier hatte die Thür von Françoise Zimmer ausgeschlossen, und diese ging bleich, aber ruhig, in den Hof hinab. Hier angelangt, konnte sie einen leisen Schauer nicht unterdrücken, als sie den Leichnam eines preußischen Soldaten vor sich sah, der, auf einen Mantel gebreitet, neben dem Brunnen lag.

Um den Körper herum standen die Soldaten und stießen wütende Verwünschungen aus; mehrere unter ihnen zeigten mit drohend geballter Faust nach dem Dorfe. Unterdessen hatte der Offizier den Vater Merlier als den Maire der Gemeinde rufen lassen.

»Hier ist,« sagte er mit zornestickter Stimme, »einer unserer Leute am Flußufer ermordet worden . . . Wir müssen ein abschreckendes Beispiel liefern, und ich rechne darauf, daß Sie uns bei der Entdeckung des Mörders behilflich sein werden.«

»Alles, was Sie wünschen,« antwortete der Müller mit seiner behäbigen Ruh. »Nur dürfte das nicht ganz leicht sein.«

»Der Offizier hatte sich niedergebeugt und hob einen Zipfel des Mantels empor, welcher das Gesicht des Toten verbarg. Eine schreckliche Verwundung zeigte sich; die Wache war in die Kehle getroffen worden, und die Mordwaffe steckte noch jetzt in der Wunde. Es war ein Küchenmesser mit schwarzem Griff.

»Betrachten Sie dieses Messer,« sagte der Offizier zu Vater Merlier, »vielleicht kann es uns bei unsern Nachforschungen von Nutzen sein.«

Der Greis hatte bei diesen Worten gezittert, aber sofort faßte er sich wieder und antwortete, ohne daß auch nur eine Faser seines Gesichtes zuckte:

»Solche Messer hat jedermann in unsrer Gegend . . . Vielleicht hat der Mann den Krieg satt gehabt und sich selbst den Rest gegeben.«

»Schweigen Sie!« schrie der Offizier wütend. »Ich weiß gar nicht,

warum ich noch zögere, dieses ganze Nest im allen vier Ecken in Brand zu stecken.«

Glücklicherweise entging ihm in seiner Zornesaufwallung der Zug des Schmerzes und Schreckens, welcher aus dem Gesicht Françoises zum Ausdruck kam. Sie hatte sich auf die Steinbank neben dem Brunnen setzen müssen. Und unwillkürlich blieben ihre Blicke auf dem Leichnam haften, welcher fast genau vor ihren Füßen am Boden lag. Es war ein großer schöner Bursche, welcher mit seinem blonden Haar und seinen blauen Augen eine gewisse Ähnlichkeit mit Dominique besaß. Diese Ähnlichkeit ging ihr wie ein Dolchstoß durchs Herz, und es drängte sich ihr der Gedanke auf, daß dieser Tote in Deutschland vielleicht auch ein trauerndes Liebchen zurückgelassen habe. Zudem erkannte sie ihr eigenes Messer in der Kehle des Toten; sie selbst hatte also dieses gemordete Leben auf dem Gewissen.

Unterdessen sprach der Offizier davon, abschreckende Maßregeln über Rocreuse verhängen zu wollen, als mehrere Soldaten herbeieilten. Man hatte soeben die Flucht Dominique's bemerkt, was eine außerordentliche Aufregung hervorrief. Sogleich begab sich der Offizier an Ort und Stelle, begriff, durch das offengelassene Fenster schauend, sofort den ganzen Sachverhalt und lehrte wuterfüllt zurück. Vater Merlier schien über die Flucht Dominique's sehr ärgerlich zu sein.

»Der Dummkopf verdirbt den ganzen Plan,« murmelte er.

Françoise welche diese Bemerkung hörte, wurde von quälender Angst ergriffen. Uebrigens hatte ihr Vater sie als Mitschuldige durchaus nicht im Verdacht. Kopfschüttelnd sagte er zu ihr mit gedämpfter Stimme:

»Jetzt sitzen wir schön in der Tinte!«

»Dieser Schurke ist es und kein anderer!« schrie der Offizier. »Er wird sich in die Wälder geflüchtet haben . . . Aber wir müssen ihn wiederfinden, oder das ganze Dorf soll für ihn büßen.«

Zu dem Müller gewendet, fuhr er fort:

»Nun, Sie müssen doch wissen, wo er steckt?«

Mit verstohlenem Lächeln deutete Vater Merlier nach den sich

weithin erstreckenden bewaldeten Hügelketten.

»Wie wollen Sie da drin einen Menschen entdecken?« sagte er.

»O! es muß doch gewisse Schlupfwinkel dort geben,; welche Sie kennen. Ich werde Ihnen zehn Mann mitgeben,; und Sie sollen dieselben führen.«

»Das will ich schon thun, nur möchte ich bemerken, daß man ganz gut acht Tage braucht, um die umliegenden Gehölze abzusuchen.«

Die Ruhe, mit welcher der Greis dies alles sagte, versetzte den Offizier in die äußerste Wut, und er begriff in der That, daß eine Nachforschung unter solchen Umständen lächerlich sei. Da bemerkte er Françoise welche bleich und zitternd aus einer Bank saß. Durch dieses ängstliche Wesen des jungen Mädchens überrascht, schwieg er einen Augenblick und schaute forschend bald auf den Müller, bald ans Françoise.

»War jener Mensch nicht der Liebste Ihrer Tochter?« sagte er endlich barsch zu dem Greise.

Vater Merlier ward bleich vor Zorn, und man hätte glauben können, er werde sich jeden Augenblick auf den Offizier stürzen, um ihn zu erwürgen. Stumm blieb er indessen stehen, während Françoise ihr Gesicht in den Händen verbarg.

»Jawohl, so ist es,« fuhr der Preuße fort, »entweder Sie oder Ihre Tochter sind ihm bei der Flucht behilflich gewesen. Sie sind also sein Mitschuldiger . . . Ich frage zum letzten Mal: wollen Sie ihn uns herausliefern?«

Der Müller antwortete nicht. Er hatte sich weggewendet und blickte mit gleichgültiger Miene in die Ferne, als ob der Offizier gar nicht mit ihm spreche. Dies steigerte den Zorn des letzteren aufs Höchste.

»Nun wohl!« erklärte er, »dann wird man Sie an seiner Stelle füsilieren.«

Zum zweiten Mal befahl er ein Exekutionskorps; Aber Vater Merlier bewahrte seinen ruhigen Gleichmut. Er zuckte kaum mit den Achseln, dieses ganze Drama schien ihm bedeutungslos zu sein. Ohne Zweifel glaubte er nicht, daß man einen Mann so leicht

füsilieren werde. Als schließlich das Exekutionskorps zur Stelle war, sagte er mit Nachdruck:

»Also es ist doch ernst gemeint? . . . Nun, ich bin's zufrieden. Wenn Sie durchaus Einen haben müssen, dann bin ich eben so gut wie jeder andere.«

Jetzt aber hatte sich Françoise erhoben und stammelte:

»Gnade, mein Herr, thuen Sie meinem Vater nichts zu Leide! Töten Sie mich an seiner Stelle . . . Ich habe Dominique zur Flucht verholfen. Ich allein bin schuldig.«

»Schweige, Töchterchen,« rief Vater Merlier. »Warum lügst du denn? . . . Sie ist die ganze Nacht über in ihrem Zimmer eingeschlossen gewesen, mein Herr. Sie lügt, ich versichere es Ihnen.«

»Nein, ich lüge nicht,« entgegnete das junge Mädchen leidenschaftlich. »Ich bin zum Fenster herabgeklettert und habe Dominique zur Flucht bewogen . . . Das ist die Wahrheit, die einzige Wahrheit . . . «

Der Greis war ganz bleich geworden. Er las es recht wohl in ihren Augen, daß sie nicht log, und das erfüllte ihn mit Entsetzen. Ach! wie die Kinder mit ihrer Liebe alles verderben!

»Sie ist von Sinnen, hören Sie nicht auf ihre Rederei,« erklärte er ärgerlich. »Sie erzählt Ihnen ganz albernes Zeug . . . Vorwärts, wir wollen der Sache ein Ende machen.« Noch immer wollte sie Einwände erheben. Sie kniete nieder und rang die Hände, während der Offizier ruhig diesem Schmerzenskampfe beiwohnte.

»Ja nun!« sagte er endlich, »ich nehme Ihren Vater, weil ich den andern nicht mehr habe . . . Suchen Sie den andern wiederzufinden, und sofort wird Ihr Vater frei sein.«

Auf diesen grausamen Vorschlag hin schaute sie ihn einen Moment lang mit starren Blicken an; endlich murmelte sie:

»Es ist schrecklich. Wo soll ich denn Dominique in dieser Stunde finden? Er ist fort; aber ich weiß nicht wohin.«

»Kurz und gut: Sie haben die Wahl! Entweder er, oder Ihr Vater.«

»O Gott! kann ich wählen? Aber ich möchte wissen, wo Dominique

ist, damit ich nicht wählen könnte! . . . Das bricht mir das Herz . . . Ich möchte lieber auf der Stelle sterben. Ja, dann wäre eher Ruhe. Töten Sie; mich, ich bitte Sie, töten Sie mich . . . «

Bei dieser Szene der Verzweiflung und Trauer wurde der Offizier schließlich ungeduldig. Er rief aus:

»Genug jetzt! Ich will einmal Milde walten lassen und gebe Ihnen zwei Stunden Zeit . . . Wenn in zwei Stunden Ihr Geliebter nicht zur Stelle ist, wird Ihr Vater für ihn büßen.«

Darauf ließ er Vater Merlier in das Zimmer führe, welches Dominique als Gefängnis gedient hatte. Der Alte verlangte Tabak und begann mit der größten Gemütsruhe seine Pfeife zu rauchen. Auf seinem empfindungslosen Gesicht ließ sich nicht die geringste Erregung erblicken. Nur als er allein war, flossen zwei schwere Thränen über seine Wangen herab, ohne daß er aber aufhörte zu rauchen. Seine arme teure Tochter, wie sehr hatte sie doch zu leiden!

Françoise war mitten im Hofe stehen geblieben, und die preußischen Soldaten gingen lachend an ihr vorüber, allerhand witzige Bemerkungen machend, welche sie nicht verstand. Sie schaute nach der Thür, hinter welcher ihr Vater soeben verschwunden war, und führte langsam ihre Hände nach der Stirn, als drohe dieselbe zu zerspringen.

Der Offizier wandte sich nochmals nach ihr um und wiederholte »Sie haben zwei Stunden Frist, suchen Sie dieselbe zu benutzen.«

Zwei Stunden Frist: dieser Ausspruch schwirrte ihr im Kopfe herum. Ohne sich selbst darüber klar zu sein, verließ sie den Hof und ging in Gedanken verloren weiter. Wohin sollte sie sich wenden? was sollte sie thun? Sie suchte nicht einmal einen Entschluß zu fassen, weil sie die Fruchtlosigkeit ihrer Anstrengungen recht wohl fühlte. Trotz dem hätte sie Dominique sehen mögen; sie würden sich dann wenigstens verständigt und vielleicht auch ein Rettungsmittel gefunden haben. In diesem Gedankenwirrsal verloren, ging sie nach dem Ufer der Morelle hinab und überschritt dieselbe unterhalb der Schleuße an einer Stelle,; wo zahlreiche große Steine über das Wasser emporragten. So gelangte sie unter die erste Weide an der

Ecke der Wiese, und als sie sich bückte, bemerkte sie eine Blutlache, bei deren Anblick sie erleichte. Hier also war der Mord geschehen. Nun folgte sie der Spur Dominique's durch das niedergetretene Gras; er mußte scharf gelaufen sein, denn quer über die Wiese hinweg bemerkte man eine Reihe weit auseinanderliegender Fußtapfen. Weiterhin verloren sich die Spuren; aber auf einer benachbarten Wiese glaubte sie dieselben wiederzufinden und wurde so nach dem Waldrande geleitet, wo jedes Zeichen sich verwischte.

Aufs Geratewohl drängte sich Françoise nun zwischen die Bäume. Sie empfand eine gewisse Erleichterung in dem Gefühl des Alleinseins und setzte sich einen Augenblick nieder. Bald aber, an die ihr knapp zugemessene Frist denkend, stand sie wieder auf. Seit wie lange hatte sie die Mühle verlassen? Seit fünf Minuten oder seit einer halben Stunde? Sie war nicht mehr im Stande, sich über die Zeit Rechenschaft zu geben. Vielleicht hatte sich Dominique in einem Dickicht verborgen, welches sie kannte und wo sie eines Nachmittags zusammen Haselnüsse gepflückt hatten.

Sie begab sich deshalb nach dem Dickicht und durchsuchte es; aber nur eine Amsel flog aus, ihre sanfte traurige Weise flötend. Hierauf dachte sie, er habe sich vielleicht in eine Felsenhöhle geflüchtet, wohin er zuweilen auf den Anstand ging; allein die Felsenhöhle war leer. Allmählich ward der Wunsch, ihn zu entdecken, bei ihr zur Leidenschaft, und sie beschleunigte ihre Schritte. Plötzlich wieder tauchte in ihr der Gedanke auf, er müsse auf einen Baum geklettert sein; deshalb blickte sie von jetzt an beständig empor und, damit er ihre Nähe bemerke, rief sie alle fünf zehn bis zwanzig Schritte seinen Namen. Aber nur der Ruf des Kuckucks schallte ihr als Antwort entgegen, während jeder Lufthauch, der die Zweige bewegte, in ihr den Glauben wachrief, der Geliebte sei da und komme herab. Einmal bildete sie sich sogar ein ihn zu sehen; bestürzt blieb sie stehen, und es war ihr, als müsse sie vor ihm fliehen. Was sollte sie ihm sagen? Kam sie doch nur, um ihn mit sich fort und dem Tod in die Hände zu führen. O dein! davon wollte sie nicht sprechen, sie wollte ihm nur zurufen, sich zu retten

und nicht länger in der Umgegend zu verweilen. Dann dachte sie wieder an ihrem Vater, welcher sie mit Schmerzen erwartete, und dieser Gedanke bereitete ihr bitteres Weh.

Weinend sank sie auf den Rasen nieder und seufzte laut auf:

»Mein Gott! mein Gott! warum bin ich hier!«

Die Sinne wollten ihr schwinden darüber, daß sie gekommen war, und als ob sie sich fürchtete, eilte sie fort, dem Walde zu entrinnen. Dreimal täuschte sie sich und gab schon alle Hoffnung auf, die Mühle wieder zu finden, als sie plötzlich auf einer, Rocreuse gegenüber gelegenen Wiese sich befand. Sobald sie das Dorf bemerkte, blieb sie stehen. Sollte sie denn allein wieder zurückkehren?

Noch stand sie in Gedanken versunken, als eine Stimme leise rief:

Françoise! Françoise!«

Sich umdrehend, bemerkte sie Dominique, welcher mit dem Kopf über den Rand eines Grabens hervorschaute. Gerechter Gott! sie hatte ihn gefunden! Der Himmel wollte also doch seinen Tod? Mit einem unterdrückten Schrei des Schreckens und Staunens glitt sie in den Graben hinab.

»Du suchtest mich wohl?« frug er.

»Ja,« antwortete sie, und ihre Sinne schwirren.

»Ach! was ist denn geschehen?«

Sie schlug die Augen nieder und stotterte:

»Ach! nichts; ich war in Sorge um dich und wünschte Dich zu sehen.«

Durch diese Erklärung beruhigt, teilte er ihr mit, daß er sich nicht weiter habe entfernen wollen, weil er für ihre Sicherheit Furcht hege; denn diese Preußen seien im Stunde, sich an den Weibern und schwachen Greifen zu rächen. Schließlich fügte er lachend hinzu:

»Kurz und gut, unsere Hochzeit wird in acht Tagen stattfinden.«

Als er aber ihre fortwährende Angst bemerkte, wurde er wieder ernst.

»Aber was hast Du denn?« frug er; »Du scheinst mir etwas verbergen zu wollen.«

»Nein, ich schwöre es Dir. Ich bin nur so schnell gelaufen, um zu Dir zu kommen.«

Da drückte er einen heißen Kuß aus ihre Lippen und bemerkte, es sei unklug für sie sowohl als für ihn selbst, noch länger hier zu schwatzen. Schon wollte er wieder aus dem Graben steigen, um in den Wald zurückzukehren, als sie ihn zitternd festhielt.

»Höre,« sagte sie, »Du würdest vielleicht trotzdem gut thun, hier zu bleiben . . . Niemand sucht Dich, Du hast nichts zu fürchten.«

»Françoise, Du verbirgst mir etwas,« wiederholte er ernst.

Abermals versicherte sie hoch und teuer, daß dies nicht der Fall sei. Sie sei nur deshalb gekommen, weil sie ihn am liebsten in ihrer Nähe wisse. Dies alles er schien ihm so sonderbar, daß er jetzt selbst um keinen Preis sich entfernt hätte. Übrigens, bemerkte er, glaube er an die Rückkehr der Franzosen, da man in der Richtung nach Sauval zu Truppen gesehen habe.

»Ach! wenn sie sich doch beeilten, um recht bald hier zu sein!« murmelte sie, leidenschaftlich erregt.

In diesem Augenblick schlug es auf dem Kirchturm Rocreuse elf Uhr, und die einzelnen Schläge hallten hell und deutlich herüber. Starr vor Schrecken stand sie auf; die zweistündige Frist war also verstrichen.

»Höre,« sagte sie hastig, »wenn wir Deiner bedürfen sollten, werde ich von meinem Fenster ans mit dem Taschentuch winken.«

Schnell eilte sie fort, während Dominique, dessen Besorgnis sich dadurch noch vergrößert hatte, über den Rand des Grabens nach der Mühle spähte. In Rocreuse angelangt, traf Françoise einen alten Bettler, den Vater Bontemps, welcher in der ganzen Umgegend bekannt war. Dieser grüßte sie und sagte, er habe soeben den Müller inmitten eines Trupps Preußen gesehen; darauf bekreuzte er sich und ging, einige unverständliche Worte murmelnd, weiter.

»Die zwei Stunden sind vorüber,« sagte der Offizier, als Françoise erschien.

Vater Merlier saß noch immer auf der Bank neben dem Brunnen und rauchte. Abermals warf sich das Mädchen auf die Kniee und

flehte weinend den Offizier um Gnade. Sie wollte damit nur Zeit gewinnen; denn die Hoffnung auf die Rückkehr der Franzosen war immer mächtiger in ihr geworden, und während sie noch jammernd bat, glaubte sie schon in der Ferne die gemessenen Tritte eines Heeres zu vernehmen. O! wenn sie doch erschienen wären und alle befreit hätten!

»Hören Sie mich an, mein Herr!« bat sie weinend, »nur noch eine Stunde Geduld, eine einzige Stunde . . . Sie können uns doch wohl noch eine Stunde gewähren!«

Aber der Offizier blieb unbeugsam. Er gab sogar zweien seiner Leute Befehl, sich ihrer zu bemächtigen und sie wegzuführen, damit man die Hinrichtung des Alten ungestört ausführen könne. Jetzt begann ein schrecklicher Kampf im Herzen Françoise's. So konnte sie ihren Vater unmöglich hinhängen lassen. Nein, lieber wollte sie mit Dominique sterben. Schon stürzte sie nach dem Zimmer, als Dominique selbst in den Hof trat.

Ein Triumphgeschrei erscholl aus dem Munde der Soldaten. Er aber, ohne sich um das übrige zu kümmern, ging mit ernster Ruhe auf Françoise zu.

»Das ist nicht recht,« sagte er. »Warum haben Sie mich denn nicht zurückgeführt? Vater Bontemps hat mir erst alles erzählen müssen . . . Nun, hier bin ich!«

Fünftes Kapitel.

Es war drei Uhr. Dichte schwarze Wolken jagten am Himmel dahin, andeutend, daß irgend ein Ungewitter in der Nähe sei. Dieser düstere Himmel mit seinen kupferfarbenen zerrissenen Wolkenmassen gab dem Thale von Rocreuse, welches bei Sonnenschein einen so erfreulichen Eindruck machte, ein ganz anderes Aussehen. Der preußische Offizier hatte sich damit zufrieden gegeben, Dominique einschließen zu lassen, ohne sich über dessen weiteres Schicksal auszusprechen. Seit Mittag lebte Françoise in der schrecklichsten Angst, und trotz der Bitten ihres Vaters wollte sie den Hof nicht verlassen. Sie erwartete die Franzosen; aber eine Stunde nach der andern verstrich, die Nacht kam heran und ihr Schmerz ward um so größer, als alle diese gewonnene Zeit die furchtbare Entscheidung — nicht zu ändern schien.

Indessen gegen drei Uhr trafen die Preußen ihre Vorbereitungen zum Abmarsch. Wie am Abend vorher hatte sich der Offizier seit einigen Augenblicken mit Dominique eingeschlossen, und Françoise merkte wohl, daß es sich dabei um die Entscheidung über Dominique's Leben oder Tod handelte. Da faltete sie die Hände und murmelte ein Gebet; während Vater Merlier neben ihr die steife Ruhe eines alten Bauers bewahrte, welcher sich in das Unvermeidliche fügt.

»O mein Gott! o mein Gott!« stammelte Françoise »sie wollen ihn töten.«

Da zog sie der Müller zu sich heran und setzte sie wie ein Kind auf seinen Schoß.

In diesem Augenblicke kam der Offizier heraus und hinter ihm her Dominique, geführt von zwei Mann.

»Niemals, niemals!« rief letzterer »Ich bin bereit zu sterben.«

»Bedenken Sie es wohl,« versetzte der Offizier. »Den Dienst, welchen Sie mir verweigern, muß uns dann ein anderer leisten. Ich

biete Ihnen Schonung Ihres Lebens an, das ist doch gewiß großmütig von mir . . . Es handelt sich einfach darum, uns durch das Gehölz nach Montredon zu führen. Es soll daselbst einige sichere Fußpfade geben.«

Dominique gab keine Antwort mehr.

»Also Sie bleiben hartnäckig?«

»Töten Sie mich, und machen Sie damit der Sache ein Ende,« antwortete er.

Françoise rang verzweiflungsvoll die Hände und warf ihm kläglich-flehende Blicke zu. Jetzt vergaß sie alles und hätte sich nicht gescheut, ihm irgend eine feige Handlung zu raten. Aber Vater Merlier erfaßte ihre Arme, damit die Preußen die Aufregung dieses Weibes nicht bemerken sollten.

»Er hat Recht,« murmelte er, »es ist besser, zu sterben.«

Der Exekutionstrupp war zur Stelle; aber noch immer zögerte der Offizier, von Dominique Nachgiebigkeit erwartend. Bei dem allgemeinen Schweigen hörte man jetzt in der Ferne heftige Donnerschläge, und eine dumpfe Schwüle lagerte über der Landschaft. Plötzlich aber hörte man den Ruf:

»Die Franzosen! die Franzosen!«

Sie waren es in der That; denn auf der Landstraße, die nach Sauval führte, konnte man am Waldrande eine lange Reihe von Rothosen unterscheiden. Dies verursachte in der Mühle eine ungewöhnliche Aufregung, und die preußischen Soldaten liefen schreiend hin und her. Übrigens war noch nicht ein einziger Schuß gefallen.

»Die Franzosen! die Franzosen!« jubelte Françoise und klatschte vor Freude in die Hände. Sie war wie toll, breitete die Arme aus und lachte laut auf. Endlich kamen sie also, und sie kamen gerade zur rechten Zeit, denn noch war Dominique am Leben.

Ein schreckliches Pelotonfeuer, welches wie ein krachender Blitzschlag an ihre Ohren halle, bewog sie, sich umzudrehen. Der Offizier hatte soeben gemurmelt:

»Vor allen Dingen wollen wir diese Angelegenheit in Ordnung

bringen.«

Mit diesen Worten hatte er selbst Dominique gegen die Wand eines Schuppens gedrängt und Feuer kommandiert. Als Françoise sich umwandte, lag Dominique mit zwölf Kugeln in der Brust bereits am Boden.

Erstarrt blieb sie stehen, aber keine Thräne kam in ihr Auge. Mit festen Blicken schritt sie nach dem Schuppen und setzte sich neben den Leichnam nieder, denselben betrachtend und zuweilen eine nichtssagende Handbewegung machend, wie ein unwissendes Kind. Unterdessen hatten die Preußen sich des Vater Merlier bemächtigt, den sie gleichsam als Geisel betrachteten.

Nun begann ein harter Kampf. Schnell hatte der Offizier seine Mannschaften postiert, da er einsah, daß ein sofortiger Rückzug ihn erst recht vernichten müsse. So war es noch besser, wenn er sein Leben so teuer wie möglich verkaufte. Jetzt waren die Preußen die Verteidiger der Mühle und die Franzosen die Angreifenden. Mit unerhörter Heftigkeit begann das Feuer und dauerte eine halbe Stunde lang ununterbrochen fort. Da ließ sich plötzlich ein dumpfer Krach vernehmen, und eine Kugel zerschmetterte einen dicken Ast der alten ehrwürdigen Ulme. Die Franzosen hatten also Kanonen zur Verfügung, und eine Batterie, welche genau an demselben Graben aufgefahren war, in dem sich Dominique verborgen hatte, bestrich jetzt mit ihren Geschossen die Hauptstraße von Rocreuse. Nunmehr mußte der Kampf bald ein Ende nehmen.

Ach! die arme Mühle! Von allen Seiten schlugen die Kugeln ein, das halbe Dach wurde zerschmettert, und zwei Mauern stürzten zusammen. Besonders kläglich aber sah es auf der nach dem Flusse zu gelegenen Seite aus. Die von den eingestürzten Mauern losgerissenen Epheuranken hingen wie Fetzen herab; der Fluß war mit allerhand Trümmern bedeckt, und durch eine Bresche konnte man in das Zimmer Françoise's sehen, wo die weißen Bettvorhänge sorgfältig zusammengezogen waren. Schuß folgte auf Schuß; das alte Mühlrad erhielt zwei Kugeln, es stöhnte noch einmal, dann war es zu Ende mit ihm: die Schaufeln wurden vom Flusse hinweggeschwemmt, und endlich brach auch der Rumpf zusammen.

Damit hatte die heitere lustige Mühle ihre Seele ausgehaucht.

Nunmehr schritten die Franzosen zum Sturm, und es begann ein wütender Kampf mit der blanken Waffe. Unter dem wolkengetrübten Himmel füllte sich der Thalgrund mit Toten. Die weiten Fluren mit ihren vereinzelt mächtigen Bäumen und ihren schattigen Pappelreihen schienen verödet; die Wälder rechts und links schlossen die Kämpfenden ein wie die Mauern eines Zirkus, während die Quellen und Bächlein bei dem Schrecken, welcher sich über die Landschaft breitete, zu seufzen schienen.

Noch immer kauerte Françoise unter dem Schuppen neben dem Leichnam Dominiques. Ihren Vater hatte so eben eine Kugel niedergestreckt . . . Nachdem endlich sämtliche Preußen vernichtet waren und die Mühle brannte, war der französische Hauptmann der erste, welcher in den Hof trat. Seit Beginn des Feldzuges hatte er nur diesen einzigen Erfolg zu verzeichnen, und so trat er denn stolz herein, sich brüstend und lachend, als feiner Kavalier. Als er Françoise zwischen den Leichen ihres Geliebten und ihres Vaters erblickte, mitten in den rauchenden Trümmern der Mühle, grüßte er sie galant mit dem Degen und rief:

»Sieg! Sieg!«

– E n d e –